**Zeitschrift:** Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

**Herausgeber:** Deutschschweizerischer Sprachverein

**Band:** 27 (1943)

Heft: 1

Rubrik: Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 17.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

## Simon Gfeller †

geb. am 8. Oftermonat 1868 im Zugut (Gemeinde Trachselwald) gest. am 8. Jänner 1943 an der Grabenhalde bei Lützelflüh.

Wenn man unter Volksdichtung nicht nur die aus dem Volk hervorgegangene (und deshalb noch nicht unbedingt wertvolle), sondern die für das Volk wohltätige Dichtung versteht, so ist auch mit Simon Gseller wieder in doppeltem Sinne ein Volksdichter hingegangen: ein Volkserzieher durch Volksdichtung. Echt schweizerisch ist an ihm außer der erzieherischen Absicht auch seine deutschsprachliche Doppelstellung; denn zu Unrecht gilt er sasschließlich als Mundartdichter. Den Vorsak, mit dem er an sein erstes, ein Mundartduch, sein "Heimisbach" ging, hat er schriftz deutsch ausgedrückt: "Sich selber treu bleiben, ehrlich zu dem stehen, was man als wahr, schön und gut empfindet, und sich selber darüber völlig vergist." Für unsere Sammelschrift "Schweizerdeutsch und Hochdeutsch" hat er uns s. 3. geschrieben: "Mundart und Schriftsprache haben beide ihre Verechtigung; man soll sie nur am richtigen Orte verwenden und gleicherweise pstegen." So hat er es selbst gehalten und je nach dem Inhalt die Mundart oder die Schriftsprache gewählt. Wir sind ihm sür seine Werke in beiden Formen dankbar.

# An unsere Mitglieder

Der Schriftleiter will auch dies Jahr jede Nummer mit einem Gedicht beginnen, in dem die deutsche Sprache lobend oder sonstwie erwähnt wird. Wenn wir den Reigen dieses Indragungs eröffnen mit den Worten, die der größte Schweizer Dichter dem für das Schweizer Volk größten reichse deutschen Dichter, der Schöpfer des "Fähnleins" dem Sänzger "Tells" gewidmet hat, so soll das ein Bekenntnis zur deutschen Sprachz und Kulturgemeinschaft sein, das mit Polizik nichts zu tun hat. Man kann sich ja weder Schiller aus dem deutschschweizerischen, noch Gottsried Reller aus dem reichsdeutschen Geistesleben wegdenken. Und in diesem Sinne wollen wir auch den neuen Jahrgang durchführen und nach unsern Sazungen eintreten "für Reinheit, Eigenart und Schönzheit des Deutschen", der Mundart wie der Schriftsprache.

Und jest müffen wir aus dem Reich der Schönheit wieder hinuntersteigen auf das trockene Feld der praktischen Bedürf= niffe und unsere Mitglieder bitten, ihren Jahresbeitrag mit beiliegendem Schein einzuzahlen. Und zwar möglichst bald, nicht nur weil wir flüssiger Mittel bedürfen, sondern auch, weil das dem vielgeplagten Rechnungsführer seine Arbeit erleichtert. Trot den erhöhten Papier= und Druckpreisen bleiben wir beim Pflichtbeitrag von 4 Fr.; denn diese Zeit der Teuerung scheint uns für eine Erhöhung nicht günstig. Wenn wir den Pflichtbeitrag um einen Franken erhöhten, hätten wir freilich 600 Fr. mehr; wenn aber von den 600 nur jeder Fünfte austritt, haben wir wieder gleichviel, und wir wollen lieber von mehr Mitgliedern weniger Geld haben als von weniger Mitgliedern mehr. Der Beitrag von 4 Fr. reicht aber, trot ftark erhöhter Teilnehmerzahl, nicht einmal, um unsere ordentlichen Kosten zu decken, geschweige denn die Ausgaben für die Werbung der neuen Mitglieder wieder einzubringen. Go find wir denn auf freiwillige Beitrage immer noch angewiesen und für jeden Franken dankbar, um den der Einzahlende aufrundet, und für größere Beiträge erst recht. Im übrigen zehren wir eben vom Vermögen, bis bessere Zeiten kommen. Wer 100 Fr. zahlt, ist lebenslänglich befreit von der Blackerei.

Wir haben letztes Jahr eine zarte Andeutung gemacht auf die Möglichkeit, uns durch eine letztwillige Berfügung (wenn nicht schon vorher) etwas zuzuhalten. Das haben sich offenbar zwei Mitglieder zu Herzen genommen; denn im Laufe des letzten Jahres haben wir aus dem Nachlaß des einen 1000 Fr. und aus dem des andern 2000 Fr. erhalten. Für den Augenblick haben wir die Gaben in die laufende Rechnung aufnehmen müssen; wenn aber noch mehr solcher Geschenke kämen (auch schon von Lebenden!), sollten sie wenn möglich ausgeschieden und zu besondern Iwecken angelegt werden. Wir wünschen allen unsern Mitgliedern ein langes Leben; aber da es doch einmal sein muß — warum nicht, wenn man sich's leisten kann?

Also bitten wir: 4 Fr. mit allfälliger Zugabe an die "Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins" in Rüsnacht (Zürich), Postscheckrechnung VIII 390. Die Mitzglieder des Zweigvereins Bern zahlen an den "Berein für deutsche Sprache in Bern" auf Postscheck III 3814, und zwar 5 Fr., wovon die Hälfte dem Zweigverein verbleibt, der natürlich ebenfalls dankbar ist für freiwillige Zulagen. Auch die Mitglieder der Buchdruckersachvereine, die die "Mitzteilungen" zum ermäßigten Preis erhalten, werden dringen ersucht, ihren Beitrag entweder, je nach Bereinbarung, alihren Berein oder an unsere Kasse auchten.

Wir haben, wie angedeutet, einen stattlichen Mitgliederzuwachs zu verzeichnen, ein Beweis, daß man unsere Arbeit als nüßlich anerkennt — wenn man sie einmal kennt. Aber bis wir sie so bekanntgemacht hatten, das kostete wie gesagt viel Geld. Am billigsten ist immer noch die persönliche Werbung, und da ist es merkwürdig, wie verschieden die Leistungen sind. Letztes Jahr hat uns ein einziges neues Mitglied in kurzer Zeit weitere 4 neue eingebracht. Das kann nicht jeder jedes Jahr — aber hie und da vielleicht doch eines, oder nicht? Und nun an die Arbeit!

# Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

Auch diesen Brauch möchte der Schriftleiter beibehalten: in der ersten Nummer jedes Jahrgangs aus seiner Sammsung von Steinen sprachlichen Anstoßes vor dem Leser einige Beispiele ausschütten, um zu zeigen, was alles an Sünden wider unsere Muttersprache vorkommt und wie notwendig sprachliche Bildung auch nach der Schulzeit noch ist. Fast alle Beispiele stammen aus der Presse.

Wo wollen wir anfangen? "Im Anfang war das Wort" hieß es einmal, aber bald wird es heißen: "Am Ende find noch die Unfangsbuchstaben einiger Wörter." Die Ukusprache nimmt gewaltig überhand. (So nennt man sie in Unwen= dung ihres Grundsates, der Abkurzung, auf ihren eigenen Namen). Gegen die altere Form, die Aussprache der Namen der Anfangsbuchstaben der Teile eines zusammengesetzten Ausdrucks (Eßbebe, Eßaze, Eteha) ist nichts einzuwenden, wenn es mit Maß und Takt geschieht, vor allem im schriftslichen Gebrauch. Wer beruflich, geschäftlich viel mit diesen Dingen zu tun hat, erspart sich mit der schriftlichen Abkurzung viel wertvolle Zeit und mit der mündlichen einige Mühe; nur klingt es schäbig, wenn man sich bei feierlicher Gelegen= heit diese Mühe reuen läßt und etwa "im Namen des Eßazeh" eine Klubhütte einweiht oder "im Namen des Bauerrbeh" einem verstorbenen Mitglied einen Kranz aufs Grab legt. Sparfamer follte man schon umgehen mit der neuern Ukusprache, die darin besteht, daß man diese Buchstaben nicht beim Namen nennt, sondern sie als Laute behandelt und zu neuen "Wörtern" zusammensetzt (Hyspa, Saffa), wobei man oft mit dem zweiten Laut nachhelfen muß, damit man's aussprechen kann. Wenn die Studenten vom "Seschluba"

reden und ihren Semesterschlußball meinen, so kann man das am Ende als guten Wit auf schlechten Sprachgebrauch auffassen, aber — es ist fast nicht zu glauben — die "Eid= genössische Turnzeitung", berichtet die "Bolksstimme aus dem Fricktal", spreche bereits von einer "Mätuko" (Männerturnkommission), einer "Spiko" (Spielkommission) und einer "Wispoko" (Wintersportkommission). Mit diesen ihren

"=ko" macht sie sich entschieden ko=misch.

Eine andere Modetorheit: "Der Gang durch diesen Win= kel unseres Rantons genügt, um wieder einmal mehr festzustellen, daß usw." Dieser Satz genügt, um wieder einmal festzustellen, daß die heute häufige Formel "einmal mehr" nicht nur überflüssig, sondern geradezu gefährlich ist; denn sie versührt immer wieder zu dem lächerlichen Pleosnasmus" (d. h. Ubersülle; Ed. Engel sagte dafür "Wortsgedoppel") "wieder einmal mehr". Früher sagte man eben "wieder einmal" (oder einfach: wieder, auch: aufs neue, erneut); mährend des erften Weltkrieges kam dann, mahr= scheinlich durch liederliche buchstäbliche Übersetzung fremd= sprachiger Nachrichten (une foi de plus, once more) die neue Formel "einmal mehr" auf. Aber das alte Sprach= efühl schlägt immer wieder einmal durch, und so kommt

wieder einmal mehr" ein Unfinn zustande.

und nun haben wir den Schatz.

Ein ähnlicher Fall: "Während sich die traditionelle nationale Solidarität . . . manifestiert, tritt das Mitgefühl gegen= über dem Reichsverweser sichtbar in Erscheinung." Rann etwas anders als sichtbar in Erscheinung treten? Wenn es nicht sichtbar wird, tritt es nicht in Erscheinung und umge= kehrt; erst wenn es erscheint (das ist der einfache Ausdruck, den der geschwollene ersetzen soll), wird es sichtbar. Wie kommt ein solcher Pleonasmus zustande? — Der Ausdruck "in (die) Erscheinung treten" ist schon ein ziemlich alter Modeschwulft (Wustmann verspottet ihn bereits 1903). Man fuche sich einmal die Erscheinung vorzustellen, in die das Mitgefühl getreten sein soll. Da man sich dabei nicht viel porstellen kann, hat der Berichterstatter das Bedürfnis gefühlt, die verwaschene Redensart zu verstärken durch "fichtbar",

Während bei diesem Ausdruck der Sinn kaum "sichtbar in Erscheinung tritt", scheint die heute noch übliche Bedeutung von "scheinbar" in ihr Gegenteil treten zn wollen. Gewöhn= lich bedeutet es: nur dem Schein nach, in Wirklichkeit war es anders. Wenn wir lesen: "Der junge Mann war scheinbar ihr fleißig", so wissen wir schon, daß er es in Wirklichkeit nicht war; der Fleiß war nur Schein. Wenn wir aber lefen: "Die Panzerarmee Rommels ist nun scheinbar eingesetzt worden, nachdem fie in der erften Phase der Schlacht zurückgehalten wurde", so ist diese Banzerarmee offenbar nicht bloß zum Schein eingesett worden, sondern wirklich, augenscheinlich, offenbar; sie ist in "Erscheinung getreten". Wahr= scheinlich liegt eine Berwechselung von "scheinbar" mit "augen= scheinlich" vor (der Berner fagt auch: "mit Schyn"); beide enthalten den "Schein", aber fie bedeuten nur scheinbar dasselbe; der Schein trügt. Da diese neueste, vorläufig noch seltenere Bedeutung von "scheinbar" das Gegenteil der ältern enthält, kann es gelegentlich doch Migverftändniffe geben, und man tut besser, bei der alten zu bleiben. (Im 18. Ih. bedeutete "scheinbar" auch "wahrscheinlich", was wieder etwas anderes ift.)

Es kommen aber auch Dinge vor, bei denen ein 3weifel nicht möglich ift. Bei aller Hochschätzung der Mundart ift es doch bemühend, daß der Unterschied, den die Schrift= sprache macht zwischen "lehren" und "lernen", noch nicht allen Deutschschweizern klar ift, die sich zu öffentlichem Gebrauch der Schriftsprache berufen fühlen. Gewiß, in urchigem Schweizerdeutsch sagt man für beide Tätigkeiten an den meisten Orten "lehre" ("Lehrit!" ruft bei Gotthelf der Schulmeister den Kindern zu), an einigen andern Orten umgekehrt "lerne" ("Der Lehrer foll die Kinder auch Anstand lernen", so unge= fähr konnte man in einer oftschweizerischen Zeitung schon lesen), aber schriftdeutsch geht das nicht mehr an. Und doch stellt ein Sonntagsschulkomitee die wohlgemeinte Frage: Sollten wir nicht gerade jett die Kinder lernen, daß sie ihre Gaben mit den Armften der Armen teilen?" Rein. das soll man sie nicht lernen, sondern lehren. Und das Gegenstück: Rürzlich hat (laut Zeitungsbericht) ein Staats= mann erklärt, zwei feindliche Staatsmänner hatten fein Bolk "haffen gelehrt"; das war richtig, aber der "Rundsprecher" der Schweizerischen Depeschenagentur berichtete, sie hätten es "haffen gelernt"; das hätte zwar auch einen Sinn gehabt, aber den gegenteiligen. Wer hier Schwierigkeiten hat, halte fich an den Sat: "Der Lehrer lehrt (barum heißt er fo), der Schüler tut das andere: er lernt." Einen folchen Fehler

wird auch ein Seger ruhig verbeffern dürfen.

Schlimm ist auch, daß viele die Wörter nicht zu hand= haben miffen, besonders die Fallformen der Hauptwörter. Es ist doch bitter, wenn man in einem frommen Abreiß= kalender lefen muß: "Es gibt nur ein Wille, . . ., der Wille Gottes." Ein Drucksehler kann das nicht sein. Nach "es gibt" gibt es nur einen richtigen Fall, den Wenfall, also auch nur "einen Willen, den Willen Gottes". Schwieriger zu handhaben ist der Wesfall, namentlich bei Eigenschaftswörtern, und so ist es kein Wunder, wenn in einem sprachlich auch sonst anfechtbaren Bericht eines Wissenschafters von einer Landschaft gesagt wird, sie sei "voller Uberraschungen und gelegentlichen Weitblicken" statt "gelegentlicher Weitbiicke"; denn "voll" kann heute nur den Wesfall oder den Wenfall regieren ("Boll füßen Weins", "ein Sack voll Geld"), die erstarrte Form "voller" nur den Wesfall; der Wemfall steht nach "voll von". — Es gab auch eine Zeit, da man vor numerierten Fürsten so große Hochachtung fühlte, daß man ihren Namen im Wesfall keine Endung beizufügen magte. Man schrieb wohl: "der Tod Friedrichs des Großen", aber "der Tod Friedrich II.", und doch war es derselbe Mann. Davon ist man zum Glück doch abgekommen, und es tut den Augen weh, wenn man in der Besprechung eines geschichtlichen Romans lesen muß: "Die Abwesenheit Alexander VI." und "der Hof Heinrich VIII.". Wie foll man das aussprechen? Man kann doch nicht sagen: "der hof Heinrich der Achte"; wenn man also die Ordnungs= zahl richtig beugen muß, warum tut man's nicht beim Na= men? — Bielleicht nur ein Druckfehler, aber dann fehr störend ist in der ersten Zeile einer Buchbesprechung der "schöne" Sat: "Die Rultur des Abendlandes liegt in Trummer."

Schwierig, für gewisse Leute allzu schwierig offenbar, ift die Fallbiegung auch, wenn eine mit "als" oder "wie" verbundene Zuschreibung ("Apposition") im Spiel ist. In einer philosophischen (!) Besprechung der "menschlichen Natur" heißt es, Gott könne sich "für Die Bernunft als dem natürlichen Licht des Menschen auch in der Natur offenbaren" — für das Ohr als das natürliche "Empfangsgerät" etwas peinlich. Oder: "Dem Mann, dem als nachgeboren er Sohn Lord Salisdurys der Aufstieg . . . sich geradezu aufdrängte" — nein, er drängte sich ihm als nachgeboren en drängte sich ihm als nachgeboren en Sohne auf. Und wer einen geschichtlichen Roman bespricht, der sollte auch nicht schreiben, der Verfasser habe uns den Helden "als Kirchenfürft und als Feldherr" dargestellt, son= bern als Rirchenfürsten und Feldherrn. Oder dürfte man den Berfaffer dieser Besprechung "als ein sprachgebil=

deter Mensch" darstellen?
Schwierig scheint auch der Umgang mit Fürwörtern zu sein. Eine wohlgemeinte Mahnung zur Selbstbesinnung,

auch in der Sprache, und zur Ablehnung "importierter Ma= nieren" schließt so: "Bleiben wir unser felbst." Das ift aller= dings nicht "importiert", aber auch nicht bodenständig, son= dern einfach falsch. Gemeint ist: "Bleiben wir wir selbst" oder "Bleiben wir uns selber treu" oder "Bewahren wir unser Selbst". Etwas zwischen diesen drei Möglichkeiten hat dem Manne vorgeschwebt. Auf die 1. Berson Einzahl über= tragen, könnte es auch nicht heißen: "Ich bleibe mein (oder: meiner) selbst", sondern nur "Ich bleibe ich selbst". Auch von der Be= und Mighandlung des Zeitwortes

wäre allerlei zu berichten; für heute seien nur im Vorbeisgehen erwähnt "die sich zugezogene Singerverletzung" eines Klavierspielers (der dieses Ausdrucks "sich schuldig gemachte Berichterstatter" hätte besser von einer "erlittenen Berletzung" gesprochen) und "der mit dem Eristenzminimum auszukommende Familienvater". Grammatisch richtig, aber stilistisch unmöglich wäre "der auszukommen habende Familienvater". Wenn der über die Sache "zu schreibende Berfaffer" keinen Nebensatz machen wollte, hätte er sagen können: "der auf sein E. angewiesene (oder beschränkte) F."

Und dann blüht natürlich die liebe alte Fremdwörterei in immer neuer Schönheit. Ein Schuhgeschäft empfiehlt einen Bergschuh mit "wasserdichtem Waterproof"; der ist also doppelt wasserdicht; denn englisch waterproof heißt buch= stäblich masserprobefest. Ein Journalist sucht sich nicht einen Gönner, sondern "einen Mäzenat", der ihm seine Schulden bezahlen soll. Das wäre nicht zu empfehlen, denn ein Jour= nalist, der nicht weiß, daß er einen Mäzen sucht, ist des Mäzenatentums nicht würdig. In Zürich hat einer eine Bücherstube "mit neuartigen Servicevorteilen" aufgemacht unter dem Namen: "Chez moi." Geschmackssache! Auch die urchigen Berner unterhalten sich im "Bernerhof", der auch "Bellevue" heißt, beim Thé dansant und bei der Soirée dansante mit den "Original Teddies" (wörtlich übersetzt sind das "urwüchsige Gottesgeschenke"!) oder in Grill und Bar, und im Zürcher Bellevue-Kino war ein Film zu sehen "von unerhörter Einmaligkeit" (was auch nicht gut anders möglich ist, denn bevor etwas einmal geschehen ist, kann man auch nicht davon gehört haben), ein "Werk mit Atmosphäre"!

Jum Schluß noch eine Stilblüte: "Durch Zufall ents beckte ich eine hochwichtige Aber der SBB., von deren Existenz wenige Privatleute wissen sgemeint ist das Büro, das verlorengegangenen Sendungen nachforscht]. Wie ein Blümlein blüht fie im Berborgenen, und doch ift fie ein starker Uft im vielverzweigten Aufbau." Gine Ader, die wie ein Blümlein blüht und doch ein starker Aft ist — das erinnert ja an den "Jahn der Zeit, der alle Wunden heilt und schon so manche Träne getrocknet hat und wohl auch über diesem Grabe Gras machsen laffen wird". Hübsches

Beispiel einer Bhrase!

### Brieffasten

5. R., St. G. Es gibt doch werkwürdige Dinge. Da ftreitet man sich also in einer deutschschweizerischen Oruckerei darüber, ob man sagen dürfe: "..., was für einen Tugendausbund ich bin." Darüber gibt es aber gar keinen 3weifel. Sie haben vollständig recht; es kann nur es doer gar keinen Sweisel. Sie gaven vollstandig recht; es kann nur heißen: "was für ein Tugendausbund"; denn wenn bei irgend einem Zeitwort der Werfall berechtigt ist, ist er es bei "sein". Wer meint, man könne "einen" Tugendausbund sein, der könnte auch singen: "Ich bin einen Schweizerknaben" oder "Ich bin den Doktor Eisenbart". (An diesen fühlt man sich bei solcher "Sprachlehre" sogar erinnert.) Nun sindet der Wenfall, den Ihr Berufsgenosse schweiter eine Stüte in dem Sech. Menn ich die wöre "Veren Indei ver Weitschild, ven Ihr Strufzgeitosse intereingt, scheinbar eine Stüge in dem Saß: "Wenn ich dich wäre, . . . " Aber das ist nicht richtiges Schriftbeutsch, sondern buchstäblich übersetzte Mundart: "Wenn i di wär, . . . " Schweizerdeutsch sagen wir in der Sat so. Wenn wir einen Mann aus dem Nebel auftauchen sehen und als den Erwarteten erkennen, sagen wir froh: "Es ist en (ihn)." Aber diefer Wenfall kommt nur bei perfonlichen Gurmortern vor.

Bei den Hauptwörtern lauten Wer- und Wenfall gleich: "De Sans verhaut de Beiri und de Beiri de Bans"; bei perfonlichen Fürwörtern unterschieden wir aber genau: "Ich hau di, du haust mi, er haut ihm", und wohl deshalb, weil die meisten Zeitwörter, die nähere Bestimsmungen fordern, zielend (transitiv) sind, meinen wir schweizerdeutsch auch fagen zu muffen: "Wenn ich di war" usw. Das ift nun im Schweizerdeutschen einmal so, und es wurde geziert klingen, wenn man nach grammatischer Logik "korrekt" sagen wollte: "Wenn ich du wär." Da verwechseln wir einfach Wer- und Wenfall (und finden es lächerlich, wenn der eingeborene Berliner, ebenfalls beim perfonlichen Furwort, Bem= und Benfall, "mir" und "mich", verwechselt). Benn nun ein beutschschweizerischer Dichter eine schriftbeutsche Rede etwas mundartlich färben will, so läßt er einen sagen: "Wenn ich dich wäre" — aber mit dem Recht des Dichters. Von sich selber würde er ganz sicher nie schreiben: "Wenn ich keinen Schriftsteller, sondern einen Raufmann ware." Es ist bemühend, aber offenbar doch notwendig, wieder einmal ganz deutlich zu sagen: bei "sein" steht der Werfall; man kann also "keinen Ausbund" sein, und auch Ihr Kollege würde wohl den Sat beanstanden: "Ich bin einen Schriftseter."

Und merkwürdigerweise fehlt auch das Gegenstück nicht, und das ist noch schlimmer. Vor wenigen Jahren erschien in den "Typogra-phischen Monatsblättern" ein vortrefflicher Beitrag: "Iwei Stunden Grammatik." Er war vor allem für Lehrlinge bestimmt und enthielt bas für alle Buchdrucker notwendige grammatische Rüftzeug übersichtlich und gut zusammengefaßt. Geradezu tragisch mutet es aber an, daß im assersften, inhaltlich durchaus richtigen und wichtigen Sat ein ganz grober grammatischer Fehler vorkam, über den gar kein Iweise herrschen kann, sür den es auch kein Beispiel im Schweizerdeutsche gibt: "Außer den Berusen mit ausschließlich literarischem Einschlag gibt es kein anderer, der mit der Sprache in so enger Verdinzdung siedt es kein anderer, der mit der Sprache in so enger Verdinzdung siedt wie der des Schriftsegers." Nach "es gibt" gibt es keinen andern Berusals den des Schriftsegers." Oewiß ist der unpersönliche Ausdruck "es gibt" sehr abgeblaßt und bedeutet nicht mehr viel mehr als "es ist (da)". "Es gibt Leute" heißt soviel wie: "Es sind Leute (da), es seben Menschen, die . .." Die Fassung: "Es gibt einen Verg, der heißt Soundso" berührt uns nicht stärker als "Trgendwo ist ein Verg, der ...". Trozdem ist "geben" bisher ein zielendes Zeitwort geblieben und hat auch in unpersönlichem Gebrauch bei alsen einigermaßen anerkannten Schriftstellern den Wenfall verlangt; diese Frage ist "volls daß im allerersten, inhaltlich durchaus richtigen und wichtigen Sag ein erkannten Schriftftellern den Wenfall verlangt; diese Frage ist "vollsständig abgeklärt", und der Verfasser des Sages ist von allen sprachslich Geschulten sicher der alleresste, der hier den Werfall nicht bloß in einem schwachen Augenblick, wie ihn seder einmal erleben kann, geschrieben, sondern nachträglich noch verteidigt und die Frage sür "nicht vollständig abgeklärt" erklärt hat. — Der mit dem salschen Wersund der mit dem ebenss salschen Wenfall sollten tauschen können.

J. B., J. Die Form "Eine Votschaft Königin Wilhelmines" ist nicht falsch, aber der Wessall "Wilhelminens" ist heute in der Tat gebräuchlicher. Die weiblichen Namen auf se wurden ursprünglich schwach gebeugt; Wess, Wems und Wensall gingen also auf sen aus (wie heute noch bei schwachen männlichen Gattungsnamen: Mensch). Noch Wieland konnte (1771) von einer Eigenschaft "der wenig scheinbaren (das hieß damals: auffallenden) Olinden" schreiben, und in den Jusammensegungen "Marienkäfer, Katharinenkirche" u. dgl. hat sich diese alte Wesfallsorm erhalten. Im Wem- und Wensall sind sie noc länger erhalten geblieben, dann etwas zurückgetreten, neuerdings aber wieder häufiger geworden. Man kann daher heute fagen: "Itto et-klärte Elsen (oder Else) seine Liebe" und "Er führte Elsen (oder Else) heim". Bon diesen Formen auf sen aus bildet man neuerdings Wessfälle auf sens: Wilhelminens, Luisens, Elsens, Mariens (neben Maries, weil hier das se nicht gesprochen wird).

### Allerlei

Eine sonderbare Rechnung. In einem Bericht über ein Jugendskilager konnte man lefen: "Taufend Augenpaare glänzten, und fünfhundert Rehlen jauchzten in den erma= chenden Tag hinein." Wie war das nun? Waren da 500 Mädchen, die je zwei Augenpaare hatten, was manchmal bequem wäre, aber nicht gerade wahrscheinlich ist? Oder waren es tausend, aber nur die Hälfte (die "geraden" oder die "ungeraden") konnten oder durften singen? Oder mar es so: Es waren (laut Bericht) doch nur 500, jedes mit zwei Augen; das macht, richtig vervielfacht, 1000 Augen. Aber dann fiel dem Berichterstatter ein, "Augenpaare" machen sich noch besser, vergaß aber, wieder durch 2 zu teilen. So mas kann vorkommen, aber daß weder Redak= tor noch Setzer noch Korrektor das gemerkt haben? Das ist das einzig Merkwürdige an der Sache.